

Die auf den Bullen reiten

Beim größten Rodeo der Welt treten in Calgary Cowboys gegen Kälber, Rinder und Pferde an. Das „Bull-Riding“ gilt als der gefährlichste Sport der Welt. So ist das Leben, sagen die Profis.

Von Johannes Gernert

Als Chad Besplug schon im Staub liegt, trifft ihn der Bulle noch einmal mit seinen Hinterhufen. Zwei kurze, wuchtige Tritte. Dann erst schaffen es die beiden Helfer mit den wehenden roten und weißen Tüchern an den Hosen, das Tier wegzulocken. Zwei Cowboys treiben den Stier aus der Arena. Besplug bleibt regungslos liegen. Im Stadion ist es für einen Moment vollkommen still.

Der Stadionsprecher fasst sich schnell wieder, redet so fort weiter, redet und redet, erzählt von den Ärzten, die hier bei der „Calgary Stampede“, dem größten Outdoor-Rodeo der Welt, auch die besten der Welt seien. Er spricht vom Risiko, das für jeden „Bullrider“ einfach dazugehört: „So ist das eben, Leute.“ Er mischt Fakten und Phrasen,

Hauptsache irgendetwas sagen jetzt. Chad Besplug, ein College-Junge aus Claresholm, Alberta, liegt immer noch einfach nur da. Drei Ärzte knien um ihn herum. Ein Helfer kommt jetzt mit einer gelben Trage gerannt. Da bewegen sich Besplugs Füße. Ganz vorsichtig erst, aber dann richtet er sich langsam, sehr langsam auf.

Die 20 000 Zuschauer jubeln. Die Arme auf die Schultern von zwei Ärzten gestützt, humpelt Besplug nach draußen. Auf einem der weißen Gittertore steht schon der nächste Bullenreiter: Dustin Elliot, Nummer 307, in der Box. Vor ihm wartet ein Bulle namens Break Dance. Es ist das Abschlusswochenende der Stampede 2007, Freitagnachmittag. Hinter der Zuschauertribüne schieben sich Menschen in karierten Hemden, mit staubigen, spitzen Lederstiefeln und Cowboyhüten an Steakständen, Würstbuden und Karussellen vorbei. Die „Stampede“ ist ein riesiges Freiluft-Western-Volksfest. Eine Autostunde von den kanadischen Rocky Mountains entfernt feiert ganz Calgary mit Kutschen-Umzügen, Platzpatronen-Schießereien und Indianertänzen eine kanadische Western-Tradition, die der Amerikaner Guy Weadick vor 95 Jahren begonnen hat. Ein einziger Cowboy-Karneval, die ganze Stadt trägt Hut und Hemd. Jeden Tag finden auf dem Stampede-Gelände Country-Konzerte und waghalsige Planwagenrennen statt, bei denen fast jedes Jahr Pferde umkommen. Auch in diesem wieder.

Im vergangenen Jahr kamen weit über eine Million Menschen, um den Cowboys dabei zuzusehen, wie sie vom Pferd aus auf einen jungen Bullen springen, ihn an den Hörnern packen, zu Boden reißen und ihm ein Lasso um die Hufe legen. Wie sie für acht Sekunden versuchen, sich auf dem Bullen-Rücken oder im Pferdesattel zu halten. Mensch gegen Tier. Mann gegen Kalb, Bulle oder Pferd. Mut gegen Wut. Acht Sekunden entfesselte Naturgewalt. Ein Aufbäumen, Beben, Buckeln – ausgelöst durch einen Ledergurt um einen Bullenleib oder um ei-

nen Pferderücken, der sich festzurrt, wenn das Tier aus der Box stürmt. Abgeschnürte Genitalien. Für ein paar Sekunden, bis die Helfer in die Arena springen und die Gurte wieder lösen. Tierschützer kritisieren seit Jahren, dass Pferde und Bullen bei Rodeos zu Unterhaltungszwecken gequält werden. Die Regeln des größten Rodeoverbandes, der Professional Rodeo Cowboy Association, verbieten inzwischen zwar die schlimmsten Quälereien, aber nicht alle Veranstalter halten sich daran.

Für Dustin Thompson ist es einfach ein Job. Er ist Profi, ein gut bezahlter Extremsportler. Das Preisgeld für das Rodeo beträgt insgesamt 1,6 Millionen Dollar. Thompson, 25 Jahre alt, grauer Cowboyhut, Goldkettchen um den kräftigen Hals, die Daumen in den Jeans Taschen, wohnt während der „Stampede“ im Wohnwagen bei den Ställen hinter der Arena. Er war an den ersten vier Tagen dran, in der A-Gruppe, bei den Allerbesten. „Saddle Bronc“ heißt seine Disziplin. Eine Hand am Sattel, die andere in der Luft, der Rücken des Pferdes klatscht gegen seinen und beutelt seinen Körper so lange durch, bis die acht Sekunden um sind oder er fällt. Es ist nicht so gut gelaufen für ihn bisher, er hatte kein Glück. Das gehört auch dazu. Man muss ein ordentliches Pferd zugelost bekommen. Je höher es mit den Hinterhufen in die Luft tritt, desto lauter jubeln die Zuschauer und desto mehr Punkte geben die Richter. Thompsons Pferde waren ein bisschen zahm. Was soll er da machen?

Jetzt will er sich lieber auf den nächsten Tag konzentrieren, um sich vielleicht doch noch fürs Finale zu qualifizieren. Da könnte er 100 000 Dollar gewinnen. Es gibt noch einen anderen Grund, warum er und seine beiden Kollegen, mit denen er im Wohnwagen von Rodeo zu Rodeo reist, zur Stampede kommen: „Sie behandeln uns hier wie Götter.“ Bei den Wettkämpfen in den USA sind sie Cowboys wie alle anderen. In Calgary aber sind sie die Stars, auch weil sie aus der Gegend stammen.

Thompson ist auf einer Ranch in Brooks aufgewachsen, im Vorland der Rocky Mountains mit seinen weiten Seen und Wäldern, die auch als Kulisse für „Brokeback Mountain“ gedient haben, den Film über zwei schwule Cowboys. Sein Vater hat 40 Kühe. Mit fünf Jahren ist Dustin Thompson zum ersten Mal geritten – auf einem Schaf. Als er 13 war, hat er mit „Bull-Riding“ angefangen. Später hat er sich dann doch für „Saddle Bronc“ und die Pferde entschieden, weil sein Vater dasselbe gemacht hat. Es gab da draußen auf der Ranch nicht so viele andere Vorbilder. Thompson hat an der High School „Saddle Bronc“ betrieben, so wie andere dort Football spielten. Mit 20 war er Profi. Er hatte einmal kurz einen Job auf einem Ölfeld, als Schweißer. Es war dreckig, heiß und unangenehm. Also ist er von Beruf Rodeo-Reiter geworden. So bleibt er bei den Pferden und Rindern und verdient trotzdem ganz ordentlich Geld. Das geht auf den Ranches heute nicht mehr so gut. Viele Rodeo-Cowboys verdienen mehrere hunderttausend Dollar im Jahr, die besonders erfolgreichen über eine Million. Thompson hofft, dass er es noch zehn Jahre macht.

Als er ein kleiner Junge war, hat er gesehen wie jemand von einem Bullen tot getrampelt wurde. Auch einer seiner besten Freunde ist in einem Stadion gestorben. „So ist das im Leben“, sagt er. Der „Saddle Bronc“, an dem er teilnimmt, ist nicht so gefährlich wie das „Bull-Riding“. Pferde bäumen sich nur so lange auf, wie der gepolsterte Gurt gespannt ist. Nach dem Ritt lösen die Pick-up-Cowboys ihn wieder und treiben die Tiere nach draußen. Meist traben sie sogar freiwillig durchs Tor zu den Koppeln bei den Ställen und werden anschließend zurück auf die „Stampede“-Ranch gefahren, wo sie für das Rodeo gezüchtet wurden.

Die Pferde wirken manchmal fast, als würden auch sie nur ihren Job machen, irgendwie verständnisvoll. Insgesamt arbeiten sie um die eineinhalb Minuten im Jahr, darunter höchstens zwei Einsätze auf der Stampede. Ein bisschen austreten, in die Luft springen, dann ist das für sie erledigt. Die Bullen sind anders, wütender. Sie rennen jedem hinterher, der sich bewegt, als wollten sie sich für die Sache mit dem Gurt rächen. In dieser Woche hat ein Stier einen „Bullrider“ erst abgeworfen, anschließend auf die Hörner genommen und drei, vier Meter in die Luft geworfen. Das Publikum kreischte. Die Nieren würden ihm ein bisschen weh tun, hat der Rodeo-Kämpfer danach gesagt. Die Ärzte rieten ihm, mit Eis zu kühlen. Hat er nicht gemacht: „Ich bin doch ein Cowboy.“

Welchen Bullen sie zugelost bekommen haben, erfahren die Teilnehmer manchmal erst wenige Stunden, bevor es losgeht. Wenn sie ihn selbst noch nie geritten und auch nirgends gesehen haben, fragen sie ihre Kollegen. Wechselt der oft die Richtung? Was sind seine Tücken, seine Tricks? „Nur eine Frage kannst du dir sparen“, sagt Fred Boettcher. „Ist er böse?“ Er spuckt eine Ladung Kautabak in einen Plastikbecher und lacht. „Böse sind sie alle.“ Boettcher ist an diesem Tag zweiter geworden und am Vortag auch. Er ist im Finale dabei. Boettcher ist ein Hüne mit breitem Dialekt und etwas verknautschtem Gesicht, 31 Jahre alt, aufgewachsen auf einer Rinderranch in Wisconsin, im amerikanischen Milchstaat. Mit vier saß er auf der ersten Kuh, mit sechs bestritt er den ersten Wettkampf – solche Geschichten erzählen sie hier alle. „Ich bin einfach damit groß geworden“, sagt er und spuckt in den Becher. Ein Kumpel von ihm, ein Lehrer aus Chicago, reitet auch professionell Bullen. Im Grunde kann es jeder machen, sagt Boettcher, „einfach draufsetzen“. Aber die meisten Rodeoreiter haben wir er auf Ranches gearbeitet.

Gestern war Boettcher dran, bevor Chad Besplug von dem Bullen getreten wurde. Er denkt nicht viel nach über sowas. Das können sie auch alle ziemlich gut: verdrängen. Gar nicht erst hinschauen, wenn vor ihnen jemand in den Staub fällt und liegen bleibt, wenn einer durch die Luft gewirbelt wird. Lieber noch einmal die Schlaufe prüfen, in die sie gleich ihre Hand stecken, die Lederweste straffen, die das Schlimmste abfedern soll. Sich noch mal daran erinnern, was andere Cowboys über den Bullen gesagt haben. Die Menge johlen hören. Noch einmal in den Staub spucken. Nach der „Stampede“ in Calgary zieht der Rodeo-Zirkus weiter nach Idaho, Utah und Kalifornien. Das sind die Stationen allein der nächsten Woche. Die Rodeo-Cowboys fühlen sich als



Bullenreiten? „Im Grunde kann es jeder“, sagt Fred Boettcher, „einfach draufsetzen.“ J. GERNERT, RTR

Gemeinschaft. Konkurrenz kennen sie nicht. „Es gilt nur: Du gegen das Pferd“, sagt Thompson. „Die anderen sind alle meine besten Freunde“, sagt Boettcher.

Er vergleicht es mit seinem Bruder, der ist zurzeit mit den Army Rangern im Irak. Da würde jeder alles für den anderen tun. So ist das auch bei ihnen, findet er. Eine Männerwelt mit Männerregeln. Nur eine Frauendisziplin gibt es bei der „Stampede“. Das „Barrel Race“, da reiten Frauen auf Pferden um Fässer herum. Fred Boettcher ist einmal mit seinem Kopf gegen einen Bullenschädel gekracht. Anschließend hat er zwei Wochen Pause gemacht. Aber dann dachte er: Entweder du steigst jetzt wieder auf den Bullen, oder du fährst noch einmal Pakete aus. Wollte er nicht. Er hat dann bei seinem nächsten Bullride einen Hockeyhelm aufgesetzt, zum ersten Mal. „Mein Körper hat einiges mitgemacht“, sagt Boettcher. Schulter raus, Bizeps durch, ein paar Mal die Knöchel gebrochen, Ellbogen und Knie operiert. Er kann deswegen nicht mehr joggen.

Neben der Rodeo-Umkleide gibt es einen kleinen Raum mit einer Liege. Hier werden die Sportler behandelt. Etwa 60 Ärzte, Chiropraktiker und Masseure in karierten Westernhemden arbeiten auf der „Stampede“, freiwillig und unbezahlt. Es gibt sogar eine kanadische Vereinigung von Rodeo-Medizinern. Sean Libin ist der Sprecher, auch er kümmert sich um die Reiter. „Keiner von den Kerlen ist wirklich gesund“, sagt er. „Bull-Riding“, das hat eine Studie von Medizinern gerade wieder festgestellt, ist der gefährlichste Sport der Welt. Nirgends sonst ist das Verletzungsrisiko so hoch. Die Gefahr scheint die Zuschauer besonders zu faszinieren. Oder würden Tag für Tag 20 000 Leute in Calgary auf der Tribüne sitzen, wenn sie wüssten: Da kann nichts passieren?

Das Geld macht die „Bullrider“ allerdings zunehmend vernünftiger, hat der Mediziner festgestellt. Sie passen immer besser auf sich auf, je mehr sie verdienen. Das ist der Vorteil an der Professionalisierung, findet er. Die Cowboys wissen, dass ihr Körper ihr Kapital ist. Wenn ein Fußballspieler verletzt ist, wird er weiter bezahlt. Ein Cowboy muss raus in die Arena, um den Sprit für den Wohnwagen einzutreiben. Einige wenige tragen mittlerweile sogar Helme. Bei den Nachwuchswettkämpfen ist das üblich. Libin hofft, dass sich der Kopfschutz durchsetzt. „Das ist eine wirklich gute Sache“, sagt auch Fred Boettcher. „Wirklich.“ Aber er trägt eigentlich nie einen, obwohl er schon einmal einen Bullenschädel gespürt hat. Warum nicht? Er schüttelt den Kopf, still, und lächelt ein bisschen schief. Sie sind doch Cowboys.

